

Persönliches Wissensmanagement

0. Seit Beginn der Wissensmanagement-Bewegung wird man nicht müde zu betonen, dass Mensch, Organisation und Technik *die* zentralen Säulen eines jeden Wissensmanagements in Organisationen sind. Wie die einzelne Person mit Wissen umgeht, ist also integraler Bestandteil *jedes* Wissensmanagements. Daraus ergibt sich dann aber die Frage, wie man überhaupt ein *persönliches* Wissensmanagement (PWM) von anderen Wissensmanagement-Ansätzen abgrenzen kann und warum man das tun sollte. Mit dieser Frage möchte ich einsteigen, auch wenn sie ein wenig theoretisch klingt, denn: Die Kernbotschaften meines heutigen Vortrags bauen auf einer klaren Abgrenzung des PWMs zum organisationalen Wissensmanagement auf und diese halte ich aus mindestens zwei Gründen für möglich und nötig.

Grund 1: PWM ist ein genuin pädagogisch-psychologisches Thema und muss auch als solches erforscht werden. Wissen aus der Umwelt aufnehmen, es auswählen und verstehen, neues Wissen entwickeln, es mit anderen teilen oder bei sich bewahren – all das sind mentale Prozesse des Menschen, die sich in sichtbarem oder weniger sichtbarem Handeln niederschlagen. Kognitive, metakognitive, emotional-motivationale und soziale Vorgänge, die dazu nötig sind, sind Gegenstand der Pädagogik und Psychologie. Nur diese Disziplinen können den *individuellen* Umgang mit Wissen systematisch erforschen. Andere Disziplinen, die sich mit Wissensmanagement beschäftigen – z.B. die Betriebswirtschaftslehre, die Informatik oder Soziologie – greifen auf pädagogisch-psychologische Erkenntnisse zurück, können solche mit ihren Methoden aber nicht selbst hervorbringen.

Grund 2: PWM muss konsequent die Perspektive der denkenden und handelnden Person und nicht die der Organisation einnehmen. Bezugspunkt sind die Ziele des Einzelnen und seine Bedürfnisse im Umgang mit Wissen, auch wenn diese von gesellschaftlichen und organisationalen Werten und Zielen mehr oder weniger stark mit bestimmt werden. Mit einer solchen Perspektive ändert sich der gesamte normative Überbau beim Wissensmanagement: Zwar geht es beim PWM oft genug auch um Effektivität und Effizienz einerseits sowie um Innovation und Kreativität andererseits, aber eben nicht mit Blick auf Bilanzen und Börsenwerte, sondern mit Fokus auf grundlegende psychologische Bedürfnisse. Die damit einhergehende Spannung zwischen wirtschaftlichen und humanen Zwecken ist kein Grund, die Perspektive der Person zu vernachlässigen; sie ist eine Folge, die man in einem zweiten Schritt diskutieren kann.

Im Kontext eines so abgegrenzten PWM habe ich heute **zwei Ziele**: Zum einen möchte ich Ihnen ein *theoretisches* Modell zum PWM vorstellen bzw. mehrere Teilmodelle, die zusammen einen genuin pädagogisch-psychologischen Zugang zum PWM erlauben und die Person ins Zentrum des Interesses stellen. Zum anderen werde ich einige *praktische* Überlegungen anstellen, die das PWM mit der aktuellen Web 2.0-Diskussion verbindet. Exemplarisch gehe ich dabei auf Knowledge Blogs ein, werde diese in meine theoretischen Ausführungen einordnen und mit aktuellen *empirischen* Befunden ergänzen.

1. Zunächst zur **Theorie**: In unserem Buch „Wissenswege: Methoden für das persönliche Wissensmanagement“ machen Martin Eppler und ich einen Modellvorschlag, der mehrere Teilmodelle umfasst, die sich gegenseitig ergänzen:

- ein *strukturgenetisches Wissensverständnis*, das personales Wissen und öffentliches Wissen im Sinne von Information gleichermaßen umfasst,
- ein *Konzept zu mentalen Basisprinzipien*, die Transformationsprozesse im Umgang mit Wissen beschreiben, die meist im Verborgenen bleiben,
- ein *Vier-Felder-Schema* mit den Dimensionen Wissensumwelt und Wissensaktivität, welches dabei hilft, verschiedene Schwerpunkte beim PWM zu erkennen, und
- eine *Zielematrix*, die operative von strategischen Zielen unterscheidet und zugleich Effizienz- und Innovationsaspekte beim PWM aufzeigt.

1.1 Beginnen wir mit dem **strukturgenetischen Wissensverständnis**, das ich an der Stelle nur knapp skizzieren kann. Ausgangspunkt war und ist der Gedanke, dass die begriffliche Unterscheidung von Information und Wissen einerseits gerechtfertigt und wichtig ist, gibt es doch einen großen Unterschied zwischen dem Wissen, das ich als Person in meinem Kopf trage, und dem, das z.B. über Dokumente in Bibliotheken, im Netz oder im Aktenschrank für viele zugänglich ist. Andererseits aber führte und führt es immer wieder zu Verwirrung, wenn z.B. wissenschaftlichen Erkenntnissen oder dokumentierten Erfahrungen der Wissensstatus abgesprochen wird, weil es sich ja *nur* um Information handelt. Wissensmanagement wird damit – so auch das Fazit von Ursula Schneider – zu einem an sich unmöglichen Unterfangen, jedenfalls ein organisationales Wissensmanagement. Das strukturgenetische Wissensverständnis bevorzugt nun einen weiten Wissensbegriff. Es unterteilt diesen in das *personale Wissen*, auf das allein das jeweilige Individuum Zugriff hat, und das *öffentliche Wissen*, auf das prinzipiell auch anderen Personen zugreifen können, das also dem Begriff der Information entspricht. Das ist zunächst noch keine große Besonderheit.

Die Besonderheit ergibt sich aus tiefer gehenden Annahmen in der Theorie der Strukturgenese: Der Ausgangspunkt ist, dass Wissen auf *Erkenntnisstrukturen* des Menschen beruht. Diese sind zum einen in ständiger Bewegung: Sie verändern sich in Abhängigkeit davon, was eine Person in der Interaktion mit ihrer Umwelt erlebt. Zum anderen geben Erkenntnisstrukturen dem Menschen einen wichtigen Halt: Sie sind der Anker, mit dessen Hilfe man sich seine Umwelt erschließt und darin handeln kann. Jean Piaget hat diese Prozesse Akkomodation und Assimilation genannt. Thomas Bernhard Seiler hat die Theorie der Strukturgenese, die sich zunächst nur auf das personale Wissen bezieht, weiterentwickelt: Er hat gezeigt, wie Wissen materialisiert wird, sodass öffentliches Wissen entsteht, und was geschehen muss, damit daraus wieder handlungswirksames personales Wissen wird. Letzteres ist sehr vielschichtig:

Es gibt personales Wissen, das sich nur im Handeln zeigt. Dieses *enaktive Wissen* ist höchst handlungswirksam, hat aber den Nachteil, dass es kaum sprachlich artikuliert und für andere zugänglich gemacht werden kann. Michael Polanyi hat diese Form des Wissens als „tacit knowledge“ berühmt gemacht. Leichter tun wir uns damit, unser *begriffliches Wissen* mitzuteilen – das Wissen, das bereits einen gewissen Abstraktionsgrad hat, für das wir im wahrsten Sinne des Wortes einen Begriff haben. Schwer einzuordnen ist das *bildhafte Wissen*, das wir auch ohne konkretes Handeln in der Vorstellung aktivieren, aber dennoch schwer ordnen und kaum in Worte fassen können.

1.2

Spannend sind nun aus pädagogisch-psychologischer Sicht vor allem die Prozesse, die ablaufen, wenn Menschen Erkenntnisstrukturen auf-, ab- und umbauen, wenn sie – wie eben beschrieben – den Repräsentationsmodus ihres Wissens ändern, wenn sie selbst öffentliches Wissen bereitstellen und solches aus ihrer Umwelt aufnehmen und sich aneignen. Damit wären wir beim **Konzept der mentalen Basisprinzipien**, die uns tief in psychologische Fragen hineinführen, die beim PWM selten explizit behandelt werden. Mentale Basisprinzipien versuchen, die unzähligen Prozesse zu bündeln, die beim Umgang mit Wissen ablaufen. Die Zeit ist heute leider zu kurz, um darauf im Detail einzugehen, weshalb ich mich auf ein paar Grundlagen beschränke.

Vergleichsweise bekannt sind beim PWM *metakognitive* Prozesse, die dafür sorgen, dass wir uns Ziele setzen, Maßnahmen ergreifen, um diese zu erreichen, und entscheiden, wann wir unser Tun beenden können: Planen, Überwachen, Bewerten und Regulieren sind Beispiele für metakognitive Basisprinzipien, an denen viele Methoden für das PWM ansetzen. Denken Sie nur an Tipps für ein besseres Zeitmanagement, an Instrumente für Informationsfilterung oder an Planungshilfen für Projektarbeit.

Methodisch schwer zu greifen sind *emotional-motivationale* Prozesse, die uns antreiben oder hemmen, die uns euphorisch oder frustriert machen. Man kann sie danach ordnen, ob es sich um situationsbezogene Gefühle, generelle Stimmungen, stabile Interessen oder Motivation und psychologische Bedürfnisse handelt. Letztere sind von besonderem Interesse für das PWM, denn: Wer PWM betreibt und damit aus einer bloß reaktiven Haltung im Umgang mit Wissen per definitionem heraustritt, der muss auch Motive dafür haben und die sind in der Regel eng mit den grundlegenden Bedürfnissen nach Kompetenz, Autonomie und sozialer Eingebundenheit verknüpft. Im zweiten Teil meines Vortrags komme ich darauf noch einmal zurück.

Für das PWM besonders interessant sind die *kognitiven Prozesse* im Umgang mit Wissen, die ich zu drei Basisprinzipien zusammenfasse: Elaboration, (Re-)Strukturierung und Flexibilisierung. Wenn man es sich stark vereinfacht vorstellt, gibt es drei Möglichkeiten der Transformation von Wissen in unserem Kopf: Wir können unser Wissen erweitern, also *elaborieren*; wir können es neu ordnen und organisieren, also (*re-*) *strukturieren*, und wir können den Repräsentationsmodus unseres Wissens ändern und es damit *flexibilisieren*. Die Lernstrategieforschung beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit solchen Prozessen und sucht nach Möglichkeiten, wie wir diese gezielt beeinflussen können – Erkenntnisse, die auch für das PWM bedeutsam sind.

1.3

Lassen Sie uns jetzt aus den Untiefen der mentalen Prozesse einer Person wieder etwas auftauchen zu den typischen Situationen und Anforderungen, die PWM auf den Plan rufen und uns zu einem **Vier-Felder-Schema** führen, das als Teilmodell beim PWM wichtige praktische Dienste leisten kann.

Es gehört heute zu den drängendsten Herausforderungen, mit der Fülle an Wissen, wie es uns in Büchern und Zeitschriften, vor allem aber im Netz entgegen strömt, selektiv und effizient umzugehen. Wir bemühen uns alle um gezielte Recherche und Filterung, um mit überschaubarem Aufwand das Wissen zu erhalten, das wir gerade brauchen. Wir sind in solchen Situationen vor allem *rezeptiv*, was nicht mit Passivität zu verwechseln ist, und wir interagieren mit der materialen Wissensumwelt – also mit Wissen, das in Zeichen gegossen als Information oder besser: als Informationsflut vor uns liegt und uns mitzureißen scheint.

Trotzdem finden wir in dieser Fülle nicht immer, was wir suchen: Oft genug brauchen wir auch die Hilfe von Personen oder Experten, zu denen wir dann Kontakt aufnehmen, um an deren Wissen und Erfahrung teilzuhaben. Nun hinterlassen vor allem populärwissenschaftliche Schriften mitunter den Eindruck, PWM erschöpfe sich darin, die tägliche E-Mail-Flut zu bewältigen und zum rechten Zeitpunkt den rechten Wissensträger aufzusuchen. So wichtig diese Ziele sind, so wenig dürfen sie die *produktive* Seite des PWMs verdrängen. Wachsende Ansprüche an wissensintensive Tätigkeiten bringen es mit sich, selbst Wissen zu generieren: im Sinne von Wissensprodukten, die man Kollegen, Vorgesetzten oder Kunden zur Verfügung stellt. Und schließlich sind wir auch in der sozialen Interaktion vor allem mit wachsender Expertise gefordert, unser Wissen mit anderen zu teilen und in gemeinsames Handeln und Problemlösen einfließen zu lassen.

Diese typischen Situationen ergeben zusammen ein Vier-Felder-Schema, das mehrere Unterscheidungen voraussetzt. Eine erste Unterscheidung ist die zwischen dem eigenen Ich und der Umwelt im persönlichen *Erleben* der Person. Darauf aufbauend fokussiert eine zweite Unterscheidung die *Wissensumwelt*, die sowohl Personen als auch Gegenstände umfasst: Wenn wir auf Wissen in der Umwelt zurückgreifen, können wir es mit Artefakten bzw. mit Wissensobjekten zu tun haben oder mit anderen Personen als Wissensträger. Eine dritte Unterscheidung betrachtet die *Aktivität* der Person im Austausch mit der Wissensumwelt: Diese kann eher rezeptiv sein, z.B. wenn man Text- oder Tondokumente recherchiert, etwas liest, hört und versteht, oder eher produktiv, z.B. wenn man einen Artikel schreibt, etwas erzählt, einen Podcast erstellt etc.

Die vier Quadranten spiegeln ein breites Verständnis von PWM wieder, das ich angesichts des wachsenden Anteils von Wissensarbeit in unserer Gesellschaft wichtig und richtig finde. Nach diesem Verständnis von PWM ist es *nicht* damit getan, ein paar neue Tools zur Abwehr von Spam, zur Einteilung von Zeitressourcen oder zur visuellen Darstellung der Dokumente auf unserem Rechner anzubieten. Vielmehr gilt es, unter einer Wissensperspektive Methoden aus verschiedenen Bereichen miteinander zu kombinieren und auf unterschiedliche *Ziele* des PWMs hin zu spezifizieren.

1.4

Damit wären wir beim letzten Theoriepunkt: der **Zielematrix**. In unseren Modellvorstellungen unterscheiden wir ein PWM als akutes Problemlösen von einem PWM als langfristige Kompetenzentwicklung. Wer an seinem Arbeitsplatz ein *akutes* Problem lösen muss, wer also in wenigen Stunden oder Tagen Informationen auswählen, bewerten oder neu zusammenstellen, sich kurzfristig neues Wissen aneignen, anderen neue Kenntnisse vermitteln, Ideen vorschlagen oder die Ergebnisse wichtiger Erfahrungen dokumentieren will, der verfolgt *operative* Ziele: Gefragt ist eine unmittelbare Leistung oder Performanz hier und jetzt. Die Methoden, die sich für solche Herausforderungen eignen, sind gänzlich anderer Art als solche, die man braucht, um *langfristig* seine Problemlösefähigkeit zu verbessern. PWM ist also nicht nur operativer, sondern oft auch *strategischer* Natur und kann dann auf Kompetenzentwicklung hinauslaufen.

Das kann man noch ein wenig weiter differenzieren: Beim akuten Problemlösen wie auch bei der langfristigen Kompetenzentwicklung hat man es oft mit begrenzten und kalkulierbaren Anforderungen zu tun, mitunter aber auch mit solchen, die weniger vorhersehbar und in ihrer Entwicklung eher emergent sind. Am besten lässt sich das mit einigen Beispielen verstehen:

Irrelevante Informationsangebote abstellen, Lessons Learned dokumentieren, komplexe Zusammenhänge für Laien aufbereiten, sich spezielles Fachwissen für eine neue Aufgabe aneignen – all das sind Beispiele, bei denen man eine weitgehend klar definierbare Problemlage vor sich hat, die möglichst *effizient* und damit konvergent zu lösen ist. Anders sieht es aus, wenn man z.B. Wissen für künftige Szenarien entwickeln, Wissensdivergenzen zwischen Experten überbrücken, Ziele für die eigene Wissensbiografie ordnen oder sich für schnelle digitale Änderungen rüsten soll. Anforderungen dieser Art sind Beispiele, bei denen die Problemlage *vage* ist und *innovative* Lösungen und divergentes Denken und Handeln naheliegen.

Natürlich bedingen sich Performanz und Kompetenz gegenseitig und Entscheidungen in Richtung Effizienz- und Innovationsziele sind subjektiver Natur und nur tendenziell voneinander abzugrenzen. Trotzdem eignen sich die skizzierten Unterscheidungen in einer Zielmatrix als Heuristik, um eine Situation zu beurteilen und sich für bestimmte Methoden und Werkzeuge für das PWM zu entscheiden.

2. In unserem Buch „Wissenswege“ haben Martin Eppler und ich mit Blick auf die **Praxis** eine ganze Reihe solcher Methoden für das PWM zusammengetragen und nach dazugehörigen Werkzeugen gesucht, die bei deren Umsetzung im Alltag helfen. Wir haben die Methoden nach den theoretischen Modellaspekten, wie ich Sie Ihnen in aller Kürze vorgestellt habe, charakterisiert und geordnet. Das hat den Vorteil, dass man erstens das Integrationspotenzial des PWMs besser erkennt und zweitens eine Orientierung in der Vielfalt von Angeboten erhält. *Einer* der Auslöser für die aktuelle Renaissance des Wissensmanagement-Themas, speziell auch des persönlichen Wissensmanagements, ist aus meiner Sicht die technologische Entwicklung, die uns die Metapher vom **Web 2.0** beschert hat: Das Web 2.0 haben wir in unserem Buch mehrfach erwähnt, aber wir haben es bewusst *nicht* ins Zentrum gerückt, sondern uns auf ein Methodenrepertoire konzentriert, das erprobt und bewährt ist. Noch offen ist nämlich die Frage, wie sich Web 2.0-Anwendungen für das PWM eignen, für welche Anforderungen sie eine Hilfe sind und welche mentalen Prozesse damit angestoßen werden.

Die verbleibende Zeit für meinen Vortrag möchte ich nun dazu nutzen, diese Lücke zu füllen und eine typische Web 2.0-Anwendung, nämlich Weblogs, oder kurz: Blogs, im Kontext des PWMs genauer zu betrachten. Blogs, die zum PWM genutzt werden, nenne ich in Anlehnung an Martin Röhl **Knowledge Blogs**. Sie dienen dazu, auf öffentlich zugängliches Wissen zu verlinken, dieses zu kommentieren und/oder zu ordnen, Kontakte zu pflegen und zu diskutieren sowie eigene Erfahrungen zu artikulieren. Zunächst interessiert mich die Frage, ob Knowledge Blogs eine Methode oder ein Werkzeug für das PWM sind. Anschließend möchte ich die mentalen Effekte des Bloggens etwas genauer analysieren. Dabei werde ich auch auf erste empirische Ergebnisse zur Nutzung von Knowledge Blogs im Kontext des PWMs eingehen.

2.1 **Methoden** sind per definitionem ein nach bestimmten Regeln oder Grundsätzen geordnetes Verfahren. Oft zeigen sich Methoden für das PWM in konkreten Vorlagen, Fragen, Checklisten, Tabellen oder Diagrammen. Klassische Methoden-Beispiele sind etwa das Mind Mapping und das Concept Mapping. Für diese Formen der Visualisierung von Wissen gibt es konkrete Verfahrensschritte: beim Concept Mapping z.B. die Konstruktion von Knoten und Relationen und deren Bezeichnung.

Sind Knowledge Blogs *in diesem Sinne* Methoden? Teils ja, teils nein: Knowledge Blogs sind, wie andere Blogs auch, durchaus Verfahren, die Konstanten und damit eine gewisse Ordnung aufweisen. Sie beinhalten chronologisch geordnete Einträge sowie Links zu anderen Netzinhalten und Blogs; sie können kommentiert sowie von anderen Blogs abonniert werden. Doch Konstanten dieser Art sind sehr allgemein, beschränken sich weitgehend auf formale Merkmale und sagen – selbst in ihrer spezifizierten Funktion für das PWM – kaum etwas über Verwendungsweisen und schon gar nichts über ablaufende mentale Prozesse aus. Knowledge Blogs sind vergleichsweise offen in der Nutzung und sicher keine Vorlage, die das Handeln unmittelbar lenken könnten. Sind Knowledge Blogs also eher ein Werkzeug für das PWM?

Werkzeuge gelten als Hilfsmittel, um verschiedene Methoden umzusetzen: Oft handelt es sich dabei um technische Hilfsmittel in Form verschiedener Anwendersoftware. Mind Manager oder Cmap-Tool etwa sind ganz klar Werkzeuge für die Methoden des Mind und Concept Mapping. Sind Knowledge Blogs *in diesem Sinne* Werkzeuge? Auch hier lautet die Antwort: teils ja, teils nein. Knowledge Blogs sind Weblogs, denen stets eine Software zugrunde liegt, nämlich einfache Content Management Systeme, mit denen sich ohne Programmierkenntnisse Inhalte unmittelbar online stellen lassen (z.B. Word Press). Dies gilt allerdings für alle Blogs, also auch für Blogs in Form von privaten Tagebüchern oder journalistischen Meinungsmedien. Das heißt: Knowledge Blogs brauchen Werkzeuge, ohne selbst welche zu sein.

Weder der Methoden- noch der Werkzeugbegriff allein sind also dazu geeignet, Knowledge Blogs vollständig zu charakterisieren und einzuordnen. Von daher liegt es nahe, diese als *Hybrid* aus Methode und Werkzeug zu bezeichnen, wobei immer noch eine Leerstelle bleibt, und die liegt in einer typischen **Haltung** von Knowledge Bloggern – einer Haltung, wie sie die Web 2.0-Bewegung insgesamt kennzeichnet: Das Bloggen ist eine *selbstbestimmte Tätigkeit* und – so scheint es – eine neue Form des Umgangs mit der ständig komplexer und größer werdenden Wissensumwelt, die etwas scheinbar Unmögliches möglich macht: nämlich *Rezeption durch Produktion*. Wie komme ich darauf und wie lassen sich diese Thesen stützen? Nun: Ich habe sowohl theoretische als auch empirische Argumente.

Die empirischen Befunde, auf die ich mich im Folgenden konzentrieren werde, stammen aus zwei aktuellen kleineren **Studien** zu Knowledge Blogs bei zwei besonderen Gruppen von Wissensarbeitenden: wissenschaftlich tätige Personen¹ und Lehrer². Beide Studien beinhalten Inhaltsanalysen ausgewählter Blogs und Online-Umfragen, die bei der Wissenschaftler-Studie noch durch Experteninterviews ergänzt wurden. An den Online-Umfragen nahmen *74 wissenschaftlich tätige Personen* (53 Männer und 21 Frauen) und *31 Lehrer* (21 Männer und 10 Frauen) teil. In die Inhaltsanalysen gingen vier Wissenschaftlerblogs und 37 Lehrerblogs ein. Die Studien sind nicht repräsentativ und beruhen auf freiwilliger Teilnahme. Die Blogger wurden durch direkte Anschreiben, Mailing-Listen und Online-Aufrufe auf die Umfragen aufmerksam gemacht.

¹ In Zusammenarbeit mit Tamara Bianco: Basis ist eine Masterarbeit, die nach vollständiger Begutachtung unter <http://websquare.imb-uni-augsburg.de/> zugänglich gemacht wird.

² In Zusammenarbeit mit Tamara Specht und Susanne Horsch: Basis sind zwei Bachelorarbeiten, die nach vollständiger Begutachtung unter <http://websquare.imb-uni-augsburg.de/> zugänglich gemacht werden.

Im Vergleich zu anderen Blogger-Studien – also ohne Fokus auf Wissenschafts- und Lehrberufe – ist der Anteil der Männer höher; bei den bloggenden Lehrern liegt auch das durchschnittliche Lebensalter vergleichsweise höher, nämlich bei ca. 40 Jahren.

2.2

In ihrer Eigenschaft als Hybrid aus Methode, Werkzeug und Haltung sind Knowledge Blogs zunächst einmal in metakognitiver und kognitiver Hinsicht für das PWM interessant: So weisen z.B. die Wissenschaftler- wie auch die Lehrer-Studie zweifelsfrei nach, dass Knowledge Blogs eine wichtige **metakognitive Funktion** erfüllen: Sie dienen den meisten Befragten dazu, den Alltag in Wissenschaft und Unterricht ebenso wie eigene Gedanken und Erfahrungen zu reflektieren. 59 von 74 Personen aus dem Bereich Wissenschaft sagen, dass sie ihr Weblog zur Reflexion der täglichen Arbeit nutzen. 17 der 31 befragten Lehrer bloggen, um den Schulalltag zu reflektieren und 13 weitere führen ihr Weblog, weil sie eigene Ideen und Erlebnisse durchdenken möchten. Ergebnisse aus Inhaltsanalysen und Interviews legen nahe, dass es sich bei diesen Inhalten der Reflexion vor allem um informelle Prozesse von Lernen und Kompetenzentwicklung in der Arbeitstätigkeit handelt. Eine reflexive Auseinandersetzung mit diesen Inhalten gilt gemeinhin als *eine* wichtige Voraussetzung dafür, selbstreguliert handeln und lernen zu können.

Im Hinblick auf die **kognitiven Funktionen** von Knowledge Blogs lässt sich aus unseren beiden Studien am direktesten etwas über die *Flexibilisierung* sagen: Die Inhaltsanalysen in beiden Studien belegen, dass Knowledge Blogger ihr Wissen vorzugsweise in sprachlicher Form als Textbeiträge darstellen. Es ist gut möglich, dass dies eng mit der Reflexionsfunktion der Blogs verbunden ist: Reflexion verlangt nach Begriffen, die einem helfen, Gedachtes und Erlebtes einzuordnen und zu bewerten, und genau dies ist mit Sprache am besten möglich. Dass man dazu auch Audio als Darstellungsmodus nutzen kann, ist vielen Bloggern bewusst, und doch greifen sie darauf nur selten zurück. Dagegen werden sowohl in Wissenschaftler- als auch in Lehrer-Blogs neben Text zunehmend Bilder, etwas seltener auch Videos eingebunden. Insgesamt zeigt sich die Tendenz, Wissen zunehmend in verschiedenen Repräsentationsmodi darzustellen. Knowledge Blogs – so kann man folgern – bieten in jedem Fall die *Option* für einfach umsetzbare Flexibilisierungsprozesse.

Eine *(Re-)Strukturierung* von Wissen in Knowledge Blogs offenbart sich vor allem dann, wenn man sich die Verwendungsweisen der Blogs im Hinblick auf Dokumentation, Verlinkung und Verschlagwortung genauer betrachtet: Alle untersuchten Knowledge Blogs dienen mindestens auch der Dokumentation von Wissen: und zwar von öffentlich zugänglichem Wissen, auf das entsprechend verlinkt wird, und von eigenem Wissen, bei Lehrern z.B. in Form von Unterrichtsmaterial. Auf diese Weise eine eigene Wissensdatenbank nach ganz persönlichen Kriterien aufzubauen, wird von den untersuchten Bloggern mehrheitlich als sehr nützlich empfunden. Knowledge Blogger – auch die in unseren beiden Studien – versehen die eigenen Einträge oft mit Schlagworten und können mit dieser Form des Tagging ein- und denselben Inhalt mehreren Kategorien zuordnen.

Anders als die Ablage in Ordnern im Regal oder auf dem Rechner führt die Vergabe von Tags zu einer neuen Form der Wissensstrukturierung, die erst allmählich auch Gegenstand wissenschaftlicher Forschung wird³. Ordnenden Charakter haben hier weniger allgemein akzeptierte Taxonomien, sondern persönliche Erfahrungen, handlungsrelevante Konzepte und Meinungen, entlang derer Inhalte gepostet und eingeteilt werden.

Am schwierigsten ist es, empirisch unmittelbar nachzuweisen, dass Knowledge Blogs auch der *Elaboration* von Wissen dienen, obschon dieser Effekt theoretisch am plausibelsten ist: Wissen zu elaborieren bedeutet, dass man die bestehenden Erkenntnisstrukturen erweitert, dass neu aufgenommenes Wissen mit bestehendem Wissen vernetzt, weiter verästelt und das Wissen auf diese Weise sowohl breiter als auch tiefer wird. Es gehört zur Definition von Blogs und Knowledge Blogs *und* es zeigt sich in unseren Inhaltsanalysen, dass auf andere Netzquellen ebenso wie auf andere Blogs umfangreich verlinkt wird, wodurch automatisch neue Verknüpfungen entstehen. Diese werden aber zunächst nur im Blog und damit noch nicht zwingend im Kopf vollzogen, sind aber dennoch „im Besitz“ der Person. Das „Besitz Ergreifende“ zeigt sich deutlich darin, dass viele Blogger, auch die von uns untersuchten, ihre Fundstellen kommentieren, Gründe liefern, warum ihnen diese wichtig sind und oft genug auch mit eigenen Erlebnissen verknüpfen. Diese Prozesse, die man durchaus als *Elaborationsprozesse* bezeichnen kann, machen geradezu den Kern von Knowledge Blogs aus.

Nun gibt es freilich viele Methoden und Werkzeuge, mit denen man speziell die skizzierten kognitiven Prozesse anregen und unterstützen kann. Was also ist das Besondere an den Knowledge Blogs? Das Besondere liegt meiner Einschätzung nach in zwei Punkten: Zum einen werden die angeregten mentalen Prozesse der Flexibilisierung, der (Re-)Strukturierung und der Elaboration im Ergebnis als *materialisiertes Wissen* sichtbar und für andere – theoretisch unbegrenzt – zugänglich. Knowledge Blogs regen auf diese Weise eine wirksame Transformation personalen Wissens in öffentliches Wissen an. Zum anderen erweist sich speziell die produktive Seite beim Bloggen als äußerst reichhaltig. Dieses hohe Ausmaß an Produktion, bei der strukturiert, kategorisiert, kommentiert und begründet wird, stellt sich als eine *neue Strategie in der Bewältigung des Information Overload* dar, dem auch ein Blogger ausgesetzt ist.

2.3

Ich komme zu einem letzten Aspekt in der Betrachtung von Knowledge Blogs, nämlich zu deren **emotional-motivationalen Funktionen**. Diese waren bis dato kaum Gegenstand in der noch sehr jungen Forschung zur Blogosphäre als eigenständiges Phänomen. Anfang des Jahres habe ich auf der Learntec die Frage aufgeworfen, welche grundlegenden psychologischen Bedürfnisse beim Bloggen erfüllt werden und inwiefern Knowledge Blogs selbst- und fremdbestimmte Anteile umfassen. Dabei habe ich die Selbstbestimmungstheorie von Deci und Ryan herangezogen, die – um es auf die Schnelle auf den Punkt zu bringen – von zwei Annahmen ausgehen:

³ Aktuell erscheinen und online zugänglich (URL: <http://www.waxmann.com/kat/inhalt/2039Volltext.pdf>) ist von Birgit Gaiser, Thorsten Hampel und Stefanie Panke ein Herausgeberband mit dem Titel „Good Tags – Bad Tags. Social Tagging in der Wissensorganisation“.

Erstens haben Menschen das grundlegende Bedürfnis, kompetent, autonom und sozial eingebunden zu sein. Zweitens spielt speziell das Autonomiebedürfnis für menschliches Handeln eine herausragende Rolle, wobei sich auch aus zunächst fremdbestimmtem Tun unter bestimmten Voraussetzungen Selbstbestimmung entwickeln kann⁴. In unseren beiden Studien zu Wissenschaftler- und Lehrer-Blogs sind wir nun explizit der Frage nachgegangen, ob und inwieweit die Blogger selbst das Gefühl haben, mit dem Bloggen ihre Kompetenzen zu erweitern, ihre soziale Eingebundenheit zu erhöhen und das persönliche Autonomieerleben zu vergrößern. Dabei zeigen sich zwischen wissenschaftlich und lehrend tätigen Personen eine ganze Reihe von Parallelen, die – so unsere Vermutung – durchaus typisch für Wissensarbeitende sind:

So stimmen beide Befragtengruppen verschiedensten Aussagen, in denen ein erweitertes *Kompetenzerleben* zum Ausdruck kommt, nur bedingt zu: Zwar fühlen sich Knowledge Blogger einerseits kompetent im Umgang mit ihren Blogs – eine Selbsteinschätzung, die vor allem bei den wissenschaftlich tätigen Personen mit zunehmender Erfahrung im Bloggen ansteigt. Andererseits scheinen sie aber besonders kritisch mit sich selbst zu sein und sehen einen persönlichen Kompetenzzuwachs infolge des Bloggens eher bei anderen als bei sich selbst. Trotzdem fühlen sich vor allem die befragten Lehrer in hohem Maße von anderen Bloggern respektiert und anerkannt, was indirekt darauf schließen lässt, dass es ihnen wichtig ist, als Blogger eine kompetente Person darzustellen und auch als solche wahrgenommen zu werden.

Tendenziell stärker als das Bedürfnis nach Kompetenz wird beim Bloggen das nach *sozialer Eingebundenheit* bei den Wissenschaftlern wie auch bei den Lehrern erfüllt: Fast alle befragten Lehrer sind z.B. der Meinung, dass die Menschen sie mögen, mit denen sie regelmäßig über ihr Weblog interagieren. Mehr als die Hälfte von ihnen haben über ihren Blog neue Kontakte geknüpft, die mitunter auch in reale soziale Beziehungen münden. Wissenschaftlich tätige Personen äußern sich vor allem positiv über viele Leser und freuen sich über Kommentare auf ihre Beiträge.

Spitzenreiter bei den psychologischen Grundbedürfnissen ist in beiden Studien das *Autonomieerleben*. Die hier erzielten Ergebnisse erhärten sozusagen den immer schon gehegten „Verdacht“, dass Blogger vor allem die Eigenständigkeit und Selbstkontrolle schätzen, die mit Weblogs prinzipiell möglich sind. 55 der befragten 74 Wissenschaftler und 27 der befragten 31 Lehrer fühlen sich frei beim Bloggen in dem Sinne, dass sie keine äußere Kontrolle sehen oder empfinden. Von den wissenschaftlich tätigen Personen entscheidet die große Mehrheit selbst, welche Inhalte sie wann publiziert; bei den Lehrenden sind es alle. Auch die Entscheidung, mit dem Bloggen anzufangen, haben die meisten Befragten aus freien Stücken gefällt. Knowledge Blogger werden also mehrheitlich weder direkt dazu angehalten, ein Blog zu führen, noch fühlen sie sich indirekt dazu gezwungen – etwa weil es gerade in Mode ist. Trotzdem spielt der äußere Druck bei einer kleinen Gruppe wissenschaftlich tätiger Blogger eine gewisse Rolle, und speziell einige Lehrer können sich nach eigenen Angaben in ihrem Blog nicht immer so geben, wie sie wirklich sind: Kollegen, Eltern und Schüler, die ihr Blog lesen, könnten die persönliche Autonomie also durchaus einschränken.

⁴ Der Beitrag ist als Arbeitsbericht online verfügbar:

http://www.imb-uni-augsburg.de/files/Arbeitsbericht_17.pdf

Deutlich aber ist die Mehrheit der Befragten, die über mehrere Items angeben, ihr Bedürfnis nach Autonomie mit ihrem Blog erfüllen zu können – und zwar *vor* dem Bedürfnis nach Kompetenz und sozialer Eingebundenheit.

3. Ich komme langsam zum **Ende** meines Vortrags und möchte meine Ausführungen und die mir wichtigen Botschaften noch einmal zusammenfassen:

Im **ersten Teil** war es mir ein Anliegen, einige *theoretische* Überlegungen zum PWM anzustellen und dabei zu zeigen, inwiefern sich PWM vor allem durch mentale Prozesse auszeichnet und damit ein Thema ist, das sich mit Gewinn über pädagogisch-psychologische Methoden, Begriffe und Konzepte bearbeiten lässt. Ich denke, es muss einem *erstens* klar sein, dass PWM ganz wesentlich mit der Fähigkeit des Menschen zur Metakognition zu tun hat, denn: PWM ist ein bewusstes und intentionales Unterfangen; man kann es nicht beiläufig oder gar implizit praktizieren.

Zweitens ist es wichtig zu erkennen, dass PWM vom Wechselspiel zwischen Rezeption und Produktion und damit auch vom Wechselspiel zwischen personalem und öffentlichem Wissen lebt: Die Quelle allen Wissens sind Personen, aber erst wenn sie es materialisieren, wird es auch für andere zugänglich. In seiner materialisierten Form ist Wissen allerdings nur potenziell wertvoll, denn erst wenn Personen das in Zeichen gegossene Wissen wieder aktualisieren, wird es handlungswirksam.

Drittens lohnt es sich, sich die Transformationsprozesse genauer anzusehen, die bei der Rezeption und Produktion von Wissen ablaufen: Erkenntnisstrukturen des Menschen ändern sich permanent im Hinblick auf Quantität, Qualität und Repräsentationsmodus. Wenn wir Methoden zum PWM anbieten, ist es hilfreich zu wissen, in welcher Weise man damit sein Wissen elaborieren, (re-)strukturieren oder flexibilisieren kann. Im Arbeitsalltag sind diese kognitiven Prozesse häufig *nicht* bewusst. Es dürfte also bereits die halbe Miete des PWMs sein, sich den verschiedenen situativen und natürlich auch den eigenen Anforderungen im Umgang mit Wissen zu stellen und die damit verbundenen Prozesse bewusst zu machen. Theoretisch untermauerte Heuristiken wie die Zielmatrix können dabei helfen.

Im **zweiten Teil** meines Vortrags ging es mir darum, diese theoretischen Erkenntnisse mit *empirischen* Ergebnissen und *praktischen* Überlegungen zum PWM zu ergänzen. Dabei habe ich mich auf eine Web 2.0-Anwendung konzentriert, über die wir noch vergleichsweise wenig wissen, nämlich auf Blogs bzw. genauer: auf Knowledge Blogs, die ich als ein Hybrid aus Methode, Werkzeug und Haltung beschrieben habe.

Wir haben unter Rückgriff auf zwei aktuelle Studien *erstens* gesehen, dass die Reflexion einen hohen Stellenwert beim Bloggen hat, das auf diesem Wege wertvolle metakognitive Dienste leistet. Ebenso wurde klar, dass Knowledge Blogger kognitiv äußerst vielseitig aktiv sind: Blogs haben offensichtlich das Potenzial, Personen darin zu unterstützen, ihre Erkenntnisstrukturen zu erweitern, neu zu ordnen und flexibler zu machen. Dabei legen Knowledge Blogger eine vergleichsweise hohe Produktion von Wissen an den Tag und geben ein gutes Beispiel dafür, wie sich Rezeption und Produktion von Wissen sinnvoll verknüpfen lassen.

Zweitens habe ich versucht, eine These zu erhärten, die zunächst unlogisch klingt: Knowledge Blogger antworten auf die größer und komplexer werdende Wissensumwelt nicht mit einem Ausbau ihrer Rezeptionsstrategien. Vielmehr tragen sie zum Wachstum der Wissensumwelt auch noch bei und produzieren selbst Wissen, machen es sichtbar, ordnen es nach eigenen Kriterien und schaffen sich genau damit einen Rahmen, der ihnen die Wissensaufnahme und -verarbeitung erleichtert.

Drittens belegen die Ergebnisse unserer beiden empirischen Studien, dass sich Knowledge Blogs dazu eignen, grundlegende psychologische Bedürfnisse zu erfüllen, wie sie in der Selbstbestimmungstheorie postuliert werden: Will man diese in eine Rangreihe bringen, wird deutlich, dass sich das Bedürfnis nach Kompetenzerleben etwas weniger stark befriedigen lässt als das nach sozialer Eingebundenheit, und dass die Autonomie an der Spitze der Bedürfnisse steht, die beim Bloggen eine Rolle spielen.

Meine Erfahrung aus Fortbildungen zum PWM ist, dass das Gefühl der Überwältigung durch den Information Overload eines der größten Probleme ist: Mails, Foren, Portale und auch Blogs stellen eine schier unendliche Quelle prinzipiell zugänglichen Wissens dar: Doch was davon ist wichtig und was nicht? Was ist seriös und was enthält Fehler und Irrtümer? Was ist nützlich für mich und mein Problem und was hält mich nur von der Arbeit ab? Was hebe ich auf und was nicht und wie finde ich das Bewahrte wieder? Gibt es auf jede Frage schon eine Antwort und muss ich sie finden, bevor ich selbst eine formuliere? Knowledge Blogger – so könnte man aus meinem Vortrag folgern – haben diese Fragen satt und schaffen sich ihre eigene Welt, in die wieder Ordnung einkehrt und die man auch endlich wieder selbst unter Kontrolle hat und in die eigene Geschichte einbettet. Das ist eine *neue* Strategie, die vielfältige **Chancen** bietet und sich noch erweitern lässt, indem man sich zu Netzwerken gleich oder ähnlich gesinnter Blogger zusammenschließt, was auch oft genug der Fall ist.

Freilich ist damit auch eine **Gefahr** verbunden, die ich am Ende nicht verschweigen will: So genial es ist, dem Information Overload auf diese Weise die Stirn zu bieten, so rasch kann sich auch der Effekt einstellen, in ein Monaden-Dasein zu verfallen: eingegelt in sein Blog und dessen Blogroll und Leser, die sich gegenseitig zustimmen und auf die immer gleichen Fundstücke, Meinungen und News verlinken. Produktion ohne Rezeption außerhalb des eigenen Dunstkreises läuft sich irgendwann mal leer, was aus Sicht der Strukturgenese nicht verwunderlich ist. Je größer und tiefer Wissen und Erfahrung einer Person in einem oder mehreren Wissensgebieten sind, umso geringer mag diese Gefahr sein, steigt doch mit wachsendem Wissen auch die Erkenntnis, wie groß das Wissen ist, über das man *nicht* verfügt. Novizen aber sollten ihr Heil beim PWM sicher nicht allein in einem Knowledge Blog suchen und darauf hoffen, dass sich die heute skizzierten Potenziale quasi von allen entfalten.